

Romandie

Französische Schweiz: zehn Jahre Frauengruppe im Suchtbereich

In der Romandie entwickelte sich die frauengerechte Suchtarbeit nicht primär vor einem feministischen Hintergrund. Dokumentiert wird diese Entwicklung durch eine Gruppe, die Frauen unterschiedlichster Herkunft und Denkweisen umfasst(e) und die massgeblichen Anteil an der Sensibilisierung für frauenspezifische Anliegen in der Suchtarbeit hat.

Anne-Catherine Ménétrety-Savary*

Vor nunmehr zehn Jahren trat ich, im Rahmen meiner Arbeit in der Schweizerischen Fachstelle für Alkohol- und andere Drogenprobleme (SFA), mit dem Ansinnen an meinen Direktor heran, eine Arbeitsgruppe ins Leben zu rufen, die sich mit dem Konsum- und Abhängigkeitsverhalten von Frauen im Suchtbereich befassen sollte. Zwar bestanden zu diesem Zeitpunkt ähnliche Gruppen bereits in der deutschen Schweiz und auch in der Bundesrepublik Deutschland, doch schien eine solchen Idee im Welschland zu dieser Zeit ungewohnt, um nicht zu sagen: sonderbar.

Ein ungewohntes Ansinnen

Wenn von Frauen die Rede war, dann meistens in Hinsicht auf ihre angestammten Rolle entweder als künftige Mütter – die Verbindung von Alkohol und Schwangerschaft wurde als Kainszeichen verstanden – oder aber als brave Ehefrauen. (Wenn sich die Herren der Schöpfung beim Wein in der Kneipe vergnügten, konnte das nur dahin gehend gewertet werden, dass die Frau zu Hause ihren wahren Verpflichtungen nicht nachkam, wie Louise Nadeau damals meinte). Es ist nicht auszuschliessen, dass auch mein Direktor dieser frommen Weltsicht frönte. Zumindest bezog er sich just auf diese Elemente, als er meinen Vorschlag als annehmbar einschätzte.

* Anne-Catherine Ménétrety-Savary...

Der Text basiert auf einem Referat, welches die Autorin am 14. September 2000 anlässlich der Tagung „Qualität hat ein Geschlecht“ in Freiburg gehalten hat und welches durch Sulpice Piller (s-piller@bluewin.ch) ins Deutsche übersetzt wurde. Die redaktionelle Schlussbearbeitung machte Martin Hafén.

Eine spezielle Frauengruppe

Ich will an dieser Stelle unmissverständlich einen Tatbestand hervorheben: Unser Frauenprojekt fand seinen Ursprung in eben jener Intuition, die ohne Frage zu den schönsten und fruchtbarsten Ereignissen meiner Laufbahn zählt. Ja, eine Intuition, die meine Einstellungen und meine generelle Lebensauffassung grundlegend verändert hat und auch von meinen derzeitigen politischen Funktionen nicht abzukoppeln ist. Dabei ist nicht zu verschweigen, dass sich unsere Gruppe zunächst – und eigentlich während einer recht langen Zeitspanne – ihre Existenz auf ein widersprüchliches Fundament aufgebaut hatte: Es kamen nämlich Frauen zusammen, die ein tiefes Misstrauen gegenüber all jenen Elementen hegten, die mit Frauen, Frauengruppen oder gar Feminismus zu tun hatten. Frauen, denen nichts lieber war, als in ihrem persönlichen und beruflichen Leben in stets gemischte Gruppen einzutauchen. Frauen, die zwar über die Notwendigkeit nachdenken wollten, für suchtkranke Frauen geschlechtsspezifische Hilfsstrukturen anzubieten, aber um kein Geld der Welt je eine solche Hilfe in Anspruch genommen hätten, wenn sie selber in einer solchen Lage gewesen wären.

Die Intuition

Welcher Art war diese Intuition? Zunächst ging es nur um das dumpfe Gefühl, dass über die Problematik suchtkranker Frauen ein Deckmantel verräterischen Schweigens ausgebreitet war. Oftmals ist ja in diesem Zusammenhang von klammheimlicher Sucht die Rede. Die Leute erliegen dem Trugschluss, dass die Alkoholabhängigkeit von Frauen – noch mehr als die Drogensucht – hinter zugezogenen Vorhängen stattfände, und dass niemand der Wahrheit ins Auge zu blicken vermöchte, obwohl doch alle im Grunde ihres Herzens durchaus Bescheid wüssten... Der zweite Aspekt dieser Intuition, der mit dem erst genannten möglicherweise in einer eigentlichen Wechselwirkung steht, betraf das unguete Gefühl, das man in Gegenwart suchtkranker Frauen empfindet. Ich selber hatte den beherrschenden Eindruck, dass ich es kaum schaffen würde, mich nicht nur geistig von diesem Abscheu freizumachen, den betrunkene oder süchtige Frauen in einem auslösen. (Abscheu – ein geharnischter Ausdruck, den freilich die suchtkranken Frauen oftmals zur Beschreibung des ihnen innewohnenden Selbsthasses in eigener Regie gebrauchen).

Ist Sucht bei Frauen und Männern gleich ...

Ausgehend von diesen Tatsachen erging sich die Gruppe sodann in einer langwierigen Diskussion über mögliche geschlechtsspezifische Unterschiede. Zunächst erschienen uns alkohol- und drogenabhängige Menschen (Männer ebenso wie Frauen) als gänzlich undifferenzierte Wesen. Wir sprachen von einer homogenen Gruppe und keineswegs von Eigenpersönlichkeiten. Im übrigen bezeichnen sich ja auch die Suchtkranken in ihren jeweiligen Hilfsgruppen häufig selber als anonym. Da also die Suchtkranken keine Personen waren, war es mithin unmöglich, sie als Frauen in Erscheinung treten zu lassen. Eine Metapher aus den achtziger Jahren verglich die Sucht mit einer überschwemmten Gegend: Land unter! Erst muss das Wasser abfließen, damit die Vielgestaltigkeit des Geländes wieder zum Vorschein kommt. Dieser Streit beherrschte unsere Gruppe während geraumer Zeit, weil viele Frauen, die von Anfang an dabei gewesen waren, jeglichen geschlechtsspezifischen Unterschied im Suchtverhalten in Abrede stellten und das Phänomen der Abhängigkeit als eine Krankheit jenseits aller Differenzen zwischen Mann und Frau gewertet wissen wollten.

... oder doch nicht?

Wir waren damit gleichsam zum Kernstück der frauenspezifischen Problemstellung vorgegangen – insbesondere im Hinblick auf alkohol-, drogen- und arzneimittelabhängige Frauen. Es sind dies Frauen, die sich des öfteren weder in ihrer Identität als Frau wiedererkennen können (weil ihnen bewusst ist, dass sie dem traditionellen Rollenbild der Frau zuwider handeln), noch sich mit ihrer Eigenschaft als süchtige Personen abzufinden vermögen (weil sich ihr Suchtverhalten meist in einer Beziehung abspielt, was auch eine momentane Vereinsamung nicht ausschliesst). Für eine Frau gibt es offenbar immer eine Beziehung, welche die Beziehung zum Suchtmittel überlagert (der Ehemann, der Lebenspartner, die Kinder) und dadurch die Sucht erklärt oder ihr zumindest einen Sinn vermittelt. Just hierin ist mit ein Grund zu finden, warum es den Frauen dermassen schwer fällt, um Hilfe nachzufragen. Bestenfalls wird es sich um eine gänzlich undifferenzierte Hilfeleistung handeln, ebenso informell wie ambulant und dadurch allemal um einen Notbehelf rein privater Natur.

Drei Bilder von suchtkranken Frauen

Diese Schwierigkeit der Identifizierung steht möglicherweise für den langjährigen Tatbestand, dass Frauen – gleichermassen als Suchtkranke und als helfende Personen – den frauenspezifischen

schen Ansatz als zu begrenzt, als eigentliche Falle oder gar als Drohgebärde abgelehnt haben. Im Verlaufe ihres zehnjährigen Bestehens ist unsere Arbeitsgruppe drei Bildern von suchtkranken Frauen begegnet, sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinne.

Erwähnt seien zunächst jene Frauen, die dem Sinnbild der "Mutter Courage" entsprechen: Frauen, durch die Vielfalt ihrer Aufgaben hoffnungslos überlastet, zunehmender Armut und nicht selten häuslicher Gewalt ausgesetzt, aber stets wild entschlossen, den eingeschlagenen Weg bis zur Auszehrung ihrer Kräfte unter Zuhilfenahme von Alkohol oder Arzneimitteln zu gehen – gerade so, als ob sie ihr Schicksal in die eigenen Hände genommen und keinerlei Fremdbestimmung zu erdulden hätten. Sie vollbringen in den Niederungen des Alltags Großes, diese Frauen, gelten aber allgemein als Opfer.

Weiter sind wir den "Rebellinnen" begegnet – Frauen, welche die Konflikträchtigkeit der Rollenverteilung erleben und in der Gemeinschaft des Suchtmittelkonsums die Gleichstellung erstreben, am Ende aber von allen verlassen werden. Bisweilen befreien sie sich von der Sucht, was ihre Lage indes nur noch verschlimmert und sie völlig vereinsamen lässt, jeglicher Zukunftsperspektiven beraubt. Für diese Frauen verfügt der Begriff Emanzipation über einen durchaus zwiespältigen Klang – ein an sie gestelltes Ansinnen, das ihnen keinerlei Lebenshilfe bietet.

Schliesslich die dritte Kategorie: die "Risikofrauen". Sie gehen das Wagnis des Suchtmittelverbrauchs ein, ohne dass sie darob den Pfad ihrer eigenen Geschichte verlassen würden. Auf diese Weise vermögen sie das Risiko zu gegebenem Zeitpunkt realistisch einzuschätzen, sich dabei selber zu entdecken und die Eigenpersönlichkeit zu differenzieren. Wenn die Aussage erlaubt ist, dass Männer Risiken eingehen, um über Menschen und Dinge Macht zu erlangen, mag für Frauen gelten, dass das Wagnis meist darin besteht, über sich selber und die eigenen Lebensumstände endlich wieder eine gewisse Kontrolle auszuüben.

Konfrontation als Selbstkonfrontation

Nach zehn Jahren dürfen, müssen wir feststellen, dass Differenzierung gleichzusetzen ist mit Selbstkonfrontation – nämlich Konfrontation als Frau mit jenen Frauen, die man zuvor partout nicht sein wollte. Ja, in diesem Sinne hat uns unsere Arbeit verändert: Wir haben unsere Angst als Frauen abgelegt, auch unsere Abneigung gegenüber dem Feminismus, den wir heute als den Anspruch begreifen, unsere Selbstidentität in einer von uns zu gestaltenden Wirklichkeit gezielt zu entwickeln.

Sozialpolitische Anliegen, leider ohne Projekte in Betrieben ...

Nichts wäre freilich verfehlter als die Annahme, unsere Arbeitsgruppe sei einer psychologischen Bestimmung gefolgt. Das pure Gegenteil trifft zu: Gerade in der ersten Phase war unsere Option eine vornehmlich sozialpolitische. Es ging uns darum, die Suchtproblematik vor dem Hintergrund der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Frauen zu orten (Diskriminierung, Sexismus, materielle Verarmung, Stress durch Doppel- und Mehrfachbelastung usw.) und gleichzeitig die Aufmerksamkeit auf die Gesundheitsproblematik zu lenken, die ihrerseits eindeutig als gesellschaftliches Konstrukt zu begreifen ist. Deshalb waren wir bemüht, verschiedene Frauen in die Gruppe zu integrieren: Politikerinnen, Gewerkschafterinnen, Vertreterinnen von Frauenverbänden, Leiterinnen von Gleichstellungsämtern, Expertinnen aus dem Gesundheitswesen, der Sozialarbeit und den sozialpsychologischen Diensten. Gerade unter diesem Gesichtspunkt kommt unserer Erfolgsbilanz eine durchaus zwiespältige Würdigung zu. Wünschbar wäre es gewesen, in den Betrieben konzertierte Aktionen zu den Themenbereichen Gesundheit und Suchtmittel durchzuführen, etwa nach Massgabe der Kampagnen gegen sexuelle Belästigung und Mobbing – aber nichts Vergleichbares wurde auf unserem Gebiet geleistet.

... aber mit intensivem Austausch und erfolgreicher Sensibilisierung

Was geleistet wurde, war eine ganze Reihe von Zusammenkünften mit Meinungsaustausch und Informationstransfer, von Kursveranstaltungen und konkreten Interventionen in der Aus- und Weiterbildung von Personen, die im Suchtbereich oder in anderen Sektoren ihrer beruflichen Tätigkeit nachgehen. (Ich erinnere mich auf schmerzliche Weise an eine Arbeitstagung, wo die Aggressivität der Männer besonders ausgeprägt war; später allerdings wurden diese Männer durch Geschlechtsgenossen abgelöst, die ihrerseits gespannt auf die Entdeckung der Differenzierung waren.) Eine grosse Arbeit wurde auch im Bereiche der Sensibilisierung diverser Gruppen geleistet, zumal von Frauengruppen. Sodann eine Ausstellung, zwei Kolloquien, eine Frauen-Agenda, ein pädagogischer Taschenkalender. Und zu guter Letzt: ein vom BAG unterstütztes Forschungsprojekt.

Abschliessende Bemerkungen zur Fortsetzung

Ich sage "zu guter Letzt" und meine dabei doch nur meine eigene Person, weil ich nach neun Jahren Gruppenleitung meine diesbezügliche Tätigkeit eingestellt habe. Andere aber setzen die Tradition fort. Die Forschungsarbeiten in Bezug auf die Hilfsbedürfnisse, die entsprechenden Resultate sowie deren Umsetzung, schliesslich die Weiterführung des Netzwerkes in der französischen Schweiz – all dies wird von einem neuen Team unter der Leitung von Anne Dentan sichergestellt, die im folgenden Artikel das nächste Kapitel der Reise erzählen wird.